Stephan Malinowski

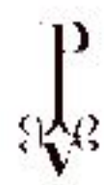
Die Hohenzollern und die Nazis

Geschichte einer Kollaboration

PROPYLÄEN

Stephan Malinowski

DIE HOHENZOLLERN UND DIE NAZIS



Stephan Malinowski

DIE HOHENZOLLERN UND DIE NAZIS

GESCHICHTE EINER KOLLABORATION

Propyläen

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit

- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit

FSC www.fsc.org
MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496

Propyläen ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH
www.propylaeen-verlag.de

ISBN 978-3-549-10029-5

2. Auflage 2021

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2021
Alle Rechte vorbehalten

Karten und Grafik: Peter Palm, Berlin
Lektorat: Ulrich Wank
Gesetzt aus der Quadraat Pro und Univers LT
Satz und Repro: LVD GmbH, Berlin
Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

À Béatrice

Inhalt

EINLEITUNG 11

ERSTES KAPITEL 21

Die Hohenzollern im Exil: 21
Außenstellen der Gegenrevolution (1918-1923)

Der Heldentod des Kaisers – Flucht und Fluch – Fahnenflucht und innerer Opfergang – Kontakte zur Gegenrevolution – Monarchistische Leuchttürme – Enten und Gegenrevolution: Doorn – SMS (Seiner Majestät Sichtweise) – Die neue »Kaiserin« – Parallelwelt und Glashaus – Leuchttürme und Feldzeichen – Insulaner: Der Kronprinz auf Wieringen – Die Deklassierten aller Klassen – Kronprinz gegen Kaiser – Ein modernisierter Kaiser – Der lachende Mann – Damenbesuch – Kampf der Bilder

Fazit: Die Neuerfindung des Kronprinzen

ZWEITES KAPITEL 123

Guerilla 123
Hohenzollern gegen die Republik (1923–1931)

Der Brückenbauer: Gustav Stresemann – Der It-Boy: Aufmerksamkeit als Ressource – Angriff der Völkischen – Republikanische Kassandrarufe – Vermögensmassen – Die scheiternde Enteignung – Fürstliche Schieber – Drückeberger und Drohnen – Guerilla in Potsdam – Bröckelnde Fassaden – Der Weg nach rechts

Fazit: Gegenrevolution und NS-Bewegung

DRITTES KAPITEL 241

Fast ein König 241
Die Hohenzollern im Jahr 1932

Opposition oder Kollaboration – Reichspräsident Kronprinz Wilhelm – Die Annäherung – Der Kronprinz als Wahlhelfer – Ein wirkungsloser Aufruf? – Engagement für SA und SS – Grenzen der Annäherung – Hitler und Schleicher: Imaginierte Optionen – Nationalsozialisten gegen Hitler? – Eine monarchistische Alternative? – Monarchie ohne Monarch – Vater und Söhne – Zwei Königinnen – Nicht hohenzollernsch gesinnt – Die unmögliche Restauration – Der im Berg schlafende König – Führererwartung

Fazit: Der Kronprinz als Signalfigur

VIERTES KAPITEL 333

Der zerbrechende Rahmen 333
Die Hohenzollern im Jahr 1933

Leitmotive nach 1945 – »Strange Things Happen in Germany«: Zwei Särge in Berlin – Mummenschanz: Zwei Särge in Potsdam – Lesarten einer Inszenierung – Potsdam ist überall – Damenprogramm: Cecilies Tag von Potsdam – Jenseits von Potsdam – Die Auffrischung der Vollblüter – Tigerjäger und Bauarbeiter: Kampf der Führerbilder – Auslandsreklame – Facilitator im rechten Milieu – Die ewige Parade: Codes der Militär-Clans – Rechts gegen rechts – Grenzen der Kollaboration

Fazit: Werbeträger des Dritten Reichs

FÜNFTES KAPITEL 427

Abgründe 427
Die Hohenzollern im Dritten Reich (1934–1945)

Die Abkoppelung – Mörder und Claqueure: Der 30. Juni 1934 – Arrangements – Unterwerfung und Besitzsicherung – Ungenutztes Gegen-Charisma – Leisten Sie keinen Widerstand: Die Hohenzollern und der 20. Juli

Fazit: Dem Widerstand widerstanden

SECHSTES KAPITEL 509

Tragödie und Farce 509
Die Hohenzollern und die Republik seit 1945

Auferstanden aus Ruinen: Die Hohenzollern und das Kriegsende – Hofstaat und Boulevard – Das einzige Unversehrte: Der Streit um Haus Doorn – Royale Resterampe – Rebranding: Monarchie für Demokraten – Der 20. Juli als Jungbrunnen – Die Vergangenheit als wärmendes Feuer – Die Entfaltung der Hohenzollern-Debatte – Eine Archäologie der Selbstdarstellung – Unsagbar: Die Stunde der Anwälte

Fazit: Die Rückkehr des 20. Jahrhunderts

SCHLUSS 611
Opportunisten und Kollaborateure – Die fehlende Alternative – Imaginierter Widerstand – Narrative

DANKSAGUNG 623

ANHANG 627

Quellen und Literatur 627

Anmerkungen 655

Bildnachweis 743

Personenregister 745

Einleitung

Im Herbst 1923 bricht ein im Exil lebendes Mitglied des deutschen Hochadels in einem Sportwagen zu einer weiten Reise auf. Die Fahrt führt ihn von der holländischen Insel Wieringen zu einem etwa eintausend Kilometer östlich gelegenen Renaissanceschloss in Schlesien. An seinen Vater versendet der Heimkehrer einen Tag vor seiner Abreise ein Schreiben, das von Zuversicht für die Zukunft der Hohenzollern geprägt ist.

Am selben Tag verfasst ein im oberbayerischen Uffing am Staffelsee versteckter *homo novus* nach dem Scheitern seiner ambitionierten Pläne sein politisches Testament und erwägt den Suizid, bevor er zwei Tage später in Haft genommen wird.

Wilhelm Prinz von Preußen, ehemaliger Kronprinz des Deutschen Reiches, sendet den Brief am 9. November 1923 an seinen ebenfalls in Holland exilierten Vater, den ehemaligen Kaiser Wilhelm II., bevor er einige Stunden später die niederländische Insel, auf der er fast fünf Jahre verbracht hatte, Richtung Deutschland verlässt.

Es ist der Tag, an dem in München der Führer einer rechtsradikalen Splitterpartei vor der Münchener Feldherrnhalle neben anderen Putschisten aus dem rechtsradikalen Milieu im Kugelhagel der Ordnungskräfte zu Boden geht. Mit ihm scheitert einer der frühen Versuche, die Republik per Gewaltstreich zu beseitigen. Ausländische Zeitungen berichten über beide Ereignisse, die Rückkehr des Kronprinzen und den Putsch in München, auf den Titelseiten.

Weder zwischen den Ereignissen noch zwischen ihren Hauptfiguren besteht zu diesem Zeitpunkt ein Zusammenhang. Die hier

gleichzeitig aufbrechenden Republikgegner markieren sozial und kulturell zwei unterschiedliche Pole der Gesellschaft, zwei verschiedene Milieus. Eine der wenigen Gemeinsamkeiten zwischen dem ehemaligen preußischen Oberbefehlshaber einer Heeresgruppe und dem ehemaligen Gefreiten aus Österreich besteht in der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, also im zeitgleichen Antritt eines langen Marsches gegen die Republik. Die Ausgangspositionen beider Akteure könnten verschiedener nicht sein. Die jeweilige Bedeutung beider Ereignisse ist hier noch unklar. Dass der NS-Bewegung die Zukunft, der Monarchie wenig mehr als die Vergangenheit gehören wird, ist zu diesem Zeitpunkt kaum vorstellbar.

Dieses Buch erzählt die Geschichte der Annäherung der Milieus, für die Wilhelm Prinz von Preußen und Adolf Hitler stehen, die Geschichte der Entstehung der Kollaboration zwischen verschiedenen Teilen und Milieus der republikfeindlichen Rechten. Erzählt wird diese Geschichte aus der Perspektive der Familie Hohenzollern,[1] die bis zu ihrem Sturz im November 1918 zu den mächtigsten Familien Europas gehörte. Dabei werden drei Generationen in den Blick genommen: die des letzten Kaisers (1859–1941), die seines ältesten Sohnes, also des Kronprinzen (1882–1951), und die Generation der sechs Kinder des Kronprinzen, unter denen der zweite Sohn, Louis Ferdinand (1907–1994), die größte historische Bedeutung hat. Der ehemalige Kronprinz bildet den analytischen und narrativen Mittelpunkt der als Gruppenporträt und Milieustudie angelegten Erzählung.

Vom Beispiel Frankreichs nach 1789 lässt sich lernen, wie sich ein in der Revolution zerbrochener Adel in einer »entadelten Gesellschaft« neu erfinden, neu darstellen und zwischen Anpassung und Gegenrevolution seinen Ort finden muss.[2] Dies gilt nach 1918 auch für die gestürzten deutschen Fürstenhäuser und ihre Mitglieder, die mit der Revolution ihre in Jahrhunderten eingeübten Funktionen

und Rollen wie über Nacht verlieren. Zu erzählen ist deshalb von den Reaktionen auf die in Deutschland außerordentlich tiefverlaufenden Zäsuren von 1918, 1933, 1945 und 1990. Jede dieser Zäsuren machte immense Anpassungsleistungen und neue Avatare notwendig, um das Selbstbild der Familie und ihres jeweiligen »Chefs des Hauses«, wie es im adligen Jargon heißt, der Öffentlichkeit zu vermitteln.

Wie überall in der Adelsgeschichte sind somit neben der Faktizität auch Muster und Techniken der Selbstdarstellung von größtem Interesse. Dazu gehören adelsspezifische Formen der Erinnerung und Präsentation, Burgen, Schlösser, Jagden und Memoiren ebenso wie Berater, von der Familie bezahlte oder sich der Familie andienende Journalisten, Juristen, Historiker, Vermögensberater, Verfasser von Gutachten und Pamphleten, Consultants, Ghostwriter, Spin Doctors und PR-Berater.

Die Kluft zwischen der Person und der jeweils nach außen dargestellten Figur ist im Adel größer als in anderen Gruppen – für Könige und Thronfolger ist sie maximal. Jede nicht rein biografische Darstellung wird der Figur mehr Bedeutung beimessen als der Person. Die Herstellung der Figur erfolgt über einen leistungsfähigen Apparat und mit den Methoden moderner Propaganda, mehr noch aber durch den Blick und die Deutung des Publikums.

Heinrich Heine hat formuliert, dass es den Adel nur dann gibt, wenn man an ihn glaubt. Dies ist nur zur Hälfte richtig, weil die Machtmittel diverser Sorten, die dem Adel zur Verfügung standen, sich als ebenso real wie langlebig erweisen sollten – wie manch spöttelnder Republikaner, der den Abgesang auf den Adel zu früh angestimmt hatte, am eigenen Leibe erfahren sollte.

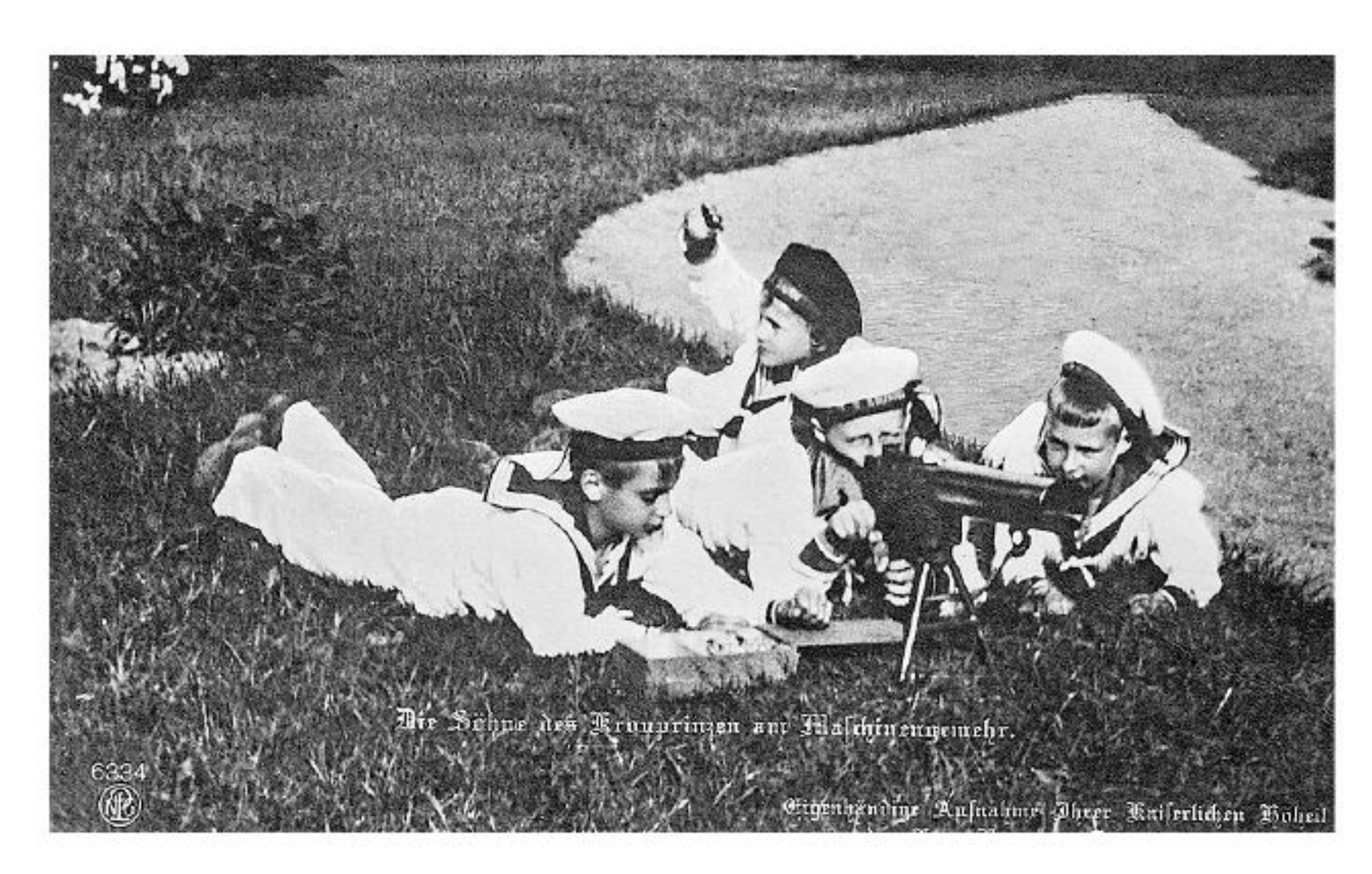
Nach 1918 sollte sich im Übrigen zeigen, dass Millionen von Deutschen von ebenjenem Glauben, der Adel und Könige existieren lässt, durchaus nicht abgefallen waren. Dennoch muss der König nicht von ungefähr im Theater »von den anderen« gespielt werden,

und kein Adel kommt ohne Darstellung, Ornament und Illusion aus. Wollte man den Adel als Illusionskünstler betrachten, müsste wiederum die Rolle des Publikums betont werden. Ob ein Thronfolger oder eine Gestalt, die zum Führer stilisiert werden soll, als lächerlich oder als überirdische Messias-Figur wahrgenommen wird, hängt von den Umständen, der PR-Arbeit und der Lesart des Publikums ab.

Auch deshalb wird hier neben einem Gruppenporträt über drei Generationen zwischen 1918 und der Gegenwart auch die Geschichte der Kommunikation zwischen der Familie Hohenzollern und der jeweiligen Öffentlichkeit nachgezeichnet. Sowohl für den Anfangs- als auch für den Endpunkt dieser Erzählung lassen sich die immensen emotionalen Energien demonstrieren, die mit der Familie und dem Namen Preußen verbunden sind, oder auf sie projiziert werden. Der Adel mag seit über einhundert Jahren »abgeschafft« sein. Die Aufmerksamkeit von Millionen Beobachtern, die ihm eine herausragende Position zubilligt und mit einem nie gänzlich aufgebrauchten symbolischen Kapital versorgt, war zwischen 1918 und heute die wichtigste Machtressource.

Freilich stand der Familie in dem Moment, da das Kaiserreich wie ein Kartenhaus zusammenbrach, mehr als die Imagination des Publikums zu Gebote. Mitten im Weltkrieg wird im Potsdamer Neuen Garten das Schloss Cecilienhof bezugsfertig. Symbolisch wird der Einzug der Kronprinzessin mit der Taufe des jüngsten Kindes verbunden; diese wird genau ein Jahr vor dem Zusammenbruch, am 9. November 1917, gefeiert. Die Taufe »fand dem Ernst der Zeit entsprechend [...] im engsten Familienkreise statt«.[3] Und damit ohne den Glanz und Pomp, für die das Kaiserreich in der Welt bewundert und verspottet wird.

Geplant als Wohnsitz des Kronprinzen und seiner Ehefrau Cecilie, geborene Herzogin zu Mecklenburg-Schwerin, ist der Bau bei



Die vier Söhne des Kronprinzenpaares am Maschinengewehr während des Ersten Weltkriegs.

seiner Planung kurz vor Kriegsbeginn noch als Zwischenstation für einen Prinzen und für eine Familie gedacht, deren Macht- und Prachtentfaltung um 1914 auf dem Zenit stand. Im zittrigen Verlauf des welthistorisch bedeutenden Jahres 1917 sind deutsche U-Boote zumindest in der Wahrnehmung der Seekriegsleitung im Begriff, das britische Empire und den amerikanischen Industriegiganten im Atlantik zu versenken. An der Ostfront ist der Krieg militärisch gewonnen, das als »Ober Ost« markierte gewaltige Besatzungsgebiet nimmt eine nachgerade koloniale Unterwerfung Osteuropas vorweg, die von Offizieren und Planern geprägt ist und fünfundzwanzig Jahre später wiederkehren wird.

Zumindest formal befehligt der Kronprinz, über den die Presse versichert, er sei nur kurzzeitig aus »dem Felde« nach Potsdam zur Taufe gereist, zu dieser Zeit die größte Heeresgruppe der deutschen Armee. Symbolisch unterstrichen wird die kriegerische Haltung der Familie durch Motive aus der Tradition, die preußische Prinzessinnen in Militäruniformen zeigen, und durch Postkarten der vier kindlichen Söhne des Kronprinzen hinter einem Maschinengewehr.

Kaisertochter Viktoria Luise und Kronprinzessin Cecilie in Kommandeursuniform, Postkarte von 1912.

Während die Familie zumindest symbolisch in ihrer Gesamtheit in den Krieg gezogen war, wird das neue, nach englischen Vorbildern gebaute Schloss für einen Thronfolger errichtet, der als Erbe seines Vaters im Fall eines gewonnenen Krieges wohl zu einer der mächtigsten Personen der Welt geworden wäre. Dies waren Programm und Selbstverständnis, in die Wilhelm von Preußen hineingeboren und für die er ausgebildet worden war.

Im Zentrum dieses Buches steht die Frage nach dem Verhältnis der Familie Hohenzollern zur Republik und zum Nationalsozialismus. Seit zehn Jahren, seit aus Kreisen der Familie erstmals ein renommierter Historiker mit einem Fachgutachten zu dieser Frage beauftragt wurde, ist im Rahmen von Entschädigungsforderungen, die der derzeitige »Chef des Hauses« an die öffentliche Hand richtet, die Frage nach dem Verhältnis des letzten Kronprinzen zum Nationalsozialismus ihrem unverdienten Vergessen entrissen worden. Logik und Regeln der juristischen Auseinandersetzung haben dabei den Blick auf eine einzelne Figur verengt und komplexe historische

Fragen in die Zwangsjacke binärer Optionen gezwängt. Für den juristischen Blick mag dies so sinnvoll wie nötig erscheinen.

Allerdings wird jeder Historiker die Einzelfigur in das Milieu zurückstellen, in das sie gehört. Dies soll im Folgenden geschehen. Die Frage nach dem Kronprinzen führt deshalb zu seiner Familie und in den Kern des konservativen und antirepublikanischen Milieus. Die Figur lässt sich nicht sinnvoll diskutieren, ohne sie in den langfristigen und weitgefassten Kontext der deutschen Gegenrevolution seit 1918 zu stellen.

Das Zerbrechen einer der mächtigsten Familien Europas gehört zu einer Revolution, die dem Adel Friedensangebote unterbreitete, die niemals angenommen wurden. Diese Beobachtung verbindet sich mit der Frage, ob die Revolution 1918 Möglichkeiten zu einer konsequenteren Durchsetzung republikanischer Prinzipien gehabt hätte. Weil die Figur unweigerlich zum vergleichsweise schlecht erforschten Adel führt, öffnet sich hier zudem ein Seitenpfad ins Milieu der deutschen Rechten, der auf den Hauptstraßen der Weimar-Forschung nur sehr selten beachtet wird.

Eine *terra incognita* ist die Geschichte der Familie auch nach 1918 durchaus nicht. Zum Kronprinzen, zu den Hohenzollern und zur breiter gefassten Geschichte des Adels nach seiner »Abschaffung« liegt eine Reihe älterer[4] und neuerer[5] Arbeiten vor. Dennoch lässt sich nicht leicht beantworten, warum die Hohenzollern und generell der Adel in den großen Arbeiten zur Weimarer Republik und zum Dritten Reich kaum präsent sind.

Zum Ersten galt der Adel nach 1918 als »abgeschafft«, zum Zweiten haben sich Sozialhistoriker auf dynamische Gruppen konzentriert und den Adel als statisch eingeschätzt, zum Dritten hat Geschichte die bekannte Tendenz, sich auf die Sieger zu konzentrieren. Die Sieger innerhalb der politischen Rechten der Weimarer Zeit waren die Nationalsozialisten, die alle anderen Gruppierungen tendenziell überschrieben haben. Aus der Perspektive von 1941, einem

der unausweichlichen Fluchtpunkte des europäischen 20. Jahrhunderts, schrumpft die Bedeutung eines gestürzten Herrscherhauses zur Fußnote.

Gelesen aus der Perspektive der Jahre 1920 oder 1932 ist dies allerdings nicht der Fall. Hinzu tritt die Weltsicht der republikanischen Sieger, also der Blick von 1918 und 1945: Der Adel und die Hohenzollern blieben den meisten Republikanern eine unverständliche, schwer lesbare Gruppe, ein »exotischer Indianerstamm«, wie Heinrich Laube, literarischer Vertreter des Jungen Deutschland, um 1830 das republikanische Credo zusammengefasst hatte.[6] In der Regel hatten die führenden Demokraten und Republikaner kein eigenes Verhältnis zu dieser Gruppe, ihrer Lebensweise, ihren Wertvorstellungen und Traditionen. Spott, Unverständnis, Bewunderung und Ressentiment können bis in die Gegenwart eine Mischung bilden, die der öffentlichen Wahrnehmung der 1920er-Jahre nicht fern ist.

Hinzu kommt, dass sich Historikerinnen und Historiker während der letzten Jahrzehnte aus guten Gründen von der Fixierung auf vermeintlich große Einzelpersonen weitgehend verabschiedet haben. Im Rückspiegel der großen politik- und kulturhistorischen Arbeiten zur Weimarer Republik, selbst der besten Arbeiten zur politischen Rechten, blieb der angeblich »abgeschaffte« Adel aus diesen Gründen im toten Winkel.

Die Tatsache, dass der Adel nach 1945 den Radar der Historiker meist unterflog und von diesem nur selten systematisch erfasst wurde, gleicht auf verblüffende Weise der Wahrnehmung der Weimarer Republikaner, von denen die Machtressourcen einer angeblich nicht mehr existierenden Gruppe vielfach unterschätzt wurden. Republikaner tendieren dazu, Parlamente und Zeitungen für wichtig zu halten. Für die adlige Binnenkommunikation können jedoch Bälle, Pferderennen, Casinos und Jagdgesellschaften bedeutender sein. Da der erhebliche Einfluss der »in der Verfassung nicht vorge-

sehenen«[7] Prinzen, Landgüter, Clubs, Fasanenjagden, Gesprächskreise und Netzwerke nur von wenigen zutreffend gelesen wurde, blieb er bis zur Machtübergabe von 1933 und weit darüber hinaus erheblich.

Die folgenden sechs Kapitel führen durch einhundert Jahre der Kommunikation zwischen den politisch relevanten Mitgliedern der Familie und der jeweiligen Öffentlichkeit, beleuchten ihre Bewegungen innerhalb des republikfeindlichen Milieus, ihr Verhältnis zur NS-Bewegung, ihre Arrangements mit dem NS-Staat und ihre Versuche seit 1945, der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit eine eigene Version ihrer Geschichte zu erzählen. Die Darstellung beginnt mit dem Ende des Ersten Weltkriegs und führt von dort an zwei Orte der Neuorientierung, die nicht nur geografisch außerhalb der Grenzen der Weimarer Republik lagen.

Erstes Kapitel

Die Hohenzollern im Exil Außenstellen der Gegenrevolution (1918–1923)

Der Heldentod des Kaisers

Aus dem namenlosen Sterben in der Endphase des Ersten Weltkriegs ragt der Opfertod des Kaisers wie ein Fanal von immenser Leuchtkraft heraus. Die formvollendete Haltung, mit welcher der Kaiser den Tod auf dem Schlachtfeld gesucht und gefunden hatte, hinterließ dem deutschen Monarchismus ein symbolisches Kapital, mit dem sich das konservative Milieu über mehrere Generationen stabilisieren ließ.

Die später so genannte »Hunderttageoffensive« der Alliierten hatte zwischen August und November 1918 den Zusammenbruch der deutschen Linien an der Westfront besiegelt. Die Serie von Angriffen, mit denen die deutschen Stellungen immer weiter zurück in Richtung der deutschen Grenze getrieben wurden, führte auf beiden Seiten erneut zu Verlusten von mehr als einer Million Menschenleben.

Inmitten der militärischen Katastrophe kam es am Morgen des 9. November 1918 im militärischen Hauptquartier im belgischen Spa zu einer folgenschweren Unterredung. In einer kurzen und nüchternen Ansprache erklärt Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg seinem König und Kaiser, die Sicherheit des Obersten

Kriegsherrn nicht länger garantieren zu können. Schonungslos erläutert Hindenburg dem Kaiser die Lage: Von Kiel und München hat sich die Revolution wie ein Lauffeuer verbreitet, der Reichskanzler und seine Emissäre drängen auf den Thronverzicht von Kaiser und Kronprinz. Die Hauptstadt lässt sich ebenso wenig wie die Front halten, meuternde Truppen haben die Rheinbrücken besetzt. Eine Befragung von neununddreißig eigens für diesen Zweck einberufenen Frontkommandeuren ergibt im Ergebnis, dass die Truppen unter dem Befehl des Kaisers geordnet in die Heimat marschieren, nicht jedoch im konterrevolutionären Kampf gegen ihre eigenen Landsleute antreten würden.

Souverän und äußerlich mit größter Fassung weist der Kaiser beide Optionen – den Kampf gegen das eigene Volk und die Sorge um seine persönliche Sicherheit – entschieden zurück. In einer Ansprache an seine höchsten Offiziere erinnert er an eine seiner Tischreden, in der er sich einst auf seinen Vorfahren Albrecht Achilles berief, der fünf Jahrhunderte zuvor formuliert hatte: »Es gibt keinen schöneren Tod als inmitten meiner Feinde.«

Ohne Zögern und ohne weitere Diskussion lässt der Kaiser vier seiner sechs Söhne sowie eine kleine Schar Offiziere aus den adligen Kriegerdynastien Pommerns und Brandenburgs für den »letzten Ritt« herbeirufen. Gesucht und gefunden wird ein Frontabschnitt, der unter besonders starkem Artilleriefeuer liegt. Schweigend steigen die todgeweihten Männer auf ihre Pferde und beginnen, geführt von ihrem König, die letzte Reiterattacke des deutschen Kaiserreichs.

Im Bericht dazu heißt es: »Der Feldmarschall erklomm einen Beobachtungsstand. Von hier aus konnte er mit dem Fernrohr die kleine Schar verfolgen, deren Silhouetten nach dem Horizont kleiner und kleiner wurden. Plötzlich aber war es, als breche mitten aus der Erde ein Vulkan hervor. Ein ungeheurer Busch von Steinen und Erde wuchs auf, sprang gen Himmel und versank. Von den Reitern

sah man nichts mehr. Erschüttert ließ der Feldmarschall sein Glas sinken. Seine greisen Lippen murmelten: ›Das Ende der Hohenzollern. Gottlob ein würdiges Ende.‹«

Der hier zitierte Bericht über ein Ereignis, das nie stattgefunden hat, erscheint am 9. November 1932 als Satire auf den wichtigsten Bruchpunkt des deutschen Monarchismus, am vierzehnten Jahrestag der Kaiserflucht, drei Monate vor der Machtübergabe an Hitler, im sozialdemokratischen *Vorwärts*.[1] Eingeleitet wird er mit der Behauptung, der Text sei im Auftrag Adolf Hitlers in zehn Millionen Exemplaren für die Schulen des zukünftigen Dritten Reiches bestellt worden. In bissiger Ironie dreht die Persiflage die Diskussion über einen symbolischen Heldentod um, über dessen Ausbleiben millionenfach, jahrzehntelang und vor allem im Adel und im gesamten konservativen Milieu diskutiert wurde. Der Text gibt somit keine sozialdemokratische Erwartungshaltung wieder, sondern eine konservative.

Der ausgebliebene gewalttätige Antritt gegen die Revolution und das nicht geleistete Opfer der Hohenzollern wurden unmittelbar nach der Flucht von Kaiser und Kronprinz zu einer über Jahrzehnte mächtigen Fantasie. Was im *Vorwärts* nach leichtfüßigem Spott klingt, war im konservativen Milieu bitterer Ernst. Seit Kriegsende, zu diesem Zeitpunkt also seit vierzehn Jahren, wurde über das große charismatische Erbe debattiert, welches die Hohenzollern dem Monarchismus dadurch hätten hinterlassen können, aber nicht hinterlassen hatten.

Die im *Vorwärts* karikierten dramatischen Diskussionen um die Handlungsoptionen des Kaisers am 9. November 1918 im Großen Hauptquartier von Spa waren keine Erfindung, sondern hatten tatsächlich stattgefunden. Unter dem Druck der Revolution und dem Drängen auf sofortige Abdankung im Hauptquartier wurden diverse Optionen erwogen. Die Möglichkeit einer »rechtzeitigen« Abdan-

Kaiserbesuch im Hauptquartier des Kronprinzen im besetzten Stenay, Lothringen, 1915.

kung war verstrichen, die Option, als Kaiser abzudanken, jedoch König von Preußen zu bleiben, staatsrechtlich mehr als fragwürdig.[2] Ob auch der unter Offizieren diskutierte Plan eines selbst gesuchten Todes an den Kaiser herangetragen wurde, ist unsicher.

Die Rekonstruktion der Ereignisse, die erbitterte Debatte unter den anwesenden Offizieren und Diplomaten begann unmittelbar nach der »Abreise« des Kaisers, wie eine im monarchistischen Milieu häufig verwendete Formulierung lautete. Über Indiskretionen gerieten Darstellungen aus dem militärischen Arkanum früh an die Öffentlichkeit.

Im März und April 1919 gerieten Briefe des Kaisers an den Kronprinzen und eine Denkschrift des Grafen von der Schulenburg, der die Option des gegenrevolutionären Kampfes besonders hartnäckig vertreten hatte, in die Presse.[3] Und bereits hier war dokumentiert, dass der Kaiser dem Generalstabschef der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz in die Hand versprochen hatte, »bei der Truppe« zu bleiben und als preußischer König nicht abzudanken. Die Darstellung des Generals, eines wichtigen Beraters des Kronprinzen, lag somit zuerst in der linkssozialistischen Presse vor: »Ich antwortete: ›Kom-

men S. M. zu den Truppen nach vorn zu uns, dort sind S. M. unbedingt sicher. Versprechen S. M. mir, auf alle Fälle beim Heere zu bleiben.‹ S. M. verabschiedete mich mit den Worten: ›Ich bleibe beim Heer.‹ Ich durfte ihm noch die liebe starke Hand küssen und habe ihn nicht wiedergesehen.«[4]

Die im Zickzack hin und her drehenden Ankündigungen des Kaisers, die Verantwortung diverser Ratgeber, die letztlich per Hofzug und Auto bewerkstelligte Flucht bei Nacht sowie schließlich der Grenzübertritt nach Holland wurden in den Jahren nach der Flucht im konservativen Milieu akribisch und mit immensem Bemühen um Schönfärbung rekonstruiert.[5] Sie sind zudem in der älteren[6] und neuen[7] Literatur präzise untersucht und vielfach gedeutet worden.

Flucht und Fluch

Zumindest theoretisch standen dem Kaiser im November vier Optionen offen: eine konterrevolutionäre Operation in Richtung der etwa 600 km entfernten Hauptstadt Berlin, das Ausharren vor Ort, um Gefangennahme und Verurteilung durch die Alliierten auf sich zu nehmen, ein gezielter »Spezialangriff« an der Front,[8] um einen militärisch inszenierten Tod zu suchen, oder der Übertritt ins neutrale Ausland – neben den Niederlanden war auch die Schweiz erwogen worden.

In konservativen Narrativen wurden neben der Revolution, süddeutschen Diplomaten und schwächlichen Zivilisten später vor allem der schwäbische bürgerliche Generalstäbler Wilhelm Groener und Paul von Hindenburg als die Schlüsselpersonen identifiziert, denen die Verantwortung für die kaiserliche Entfernung von der Truppe angelastet wurde. Der Kaiser selbst hatte bereits am 9. November Juden und Freimaurer als Verantwortliche ausgemacht und seine Zukunft als »Pensionär« im neutralen Ausland für wahrschein-

lich gehalten. Im letzten Brief an seine Frau sprach er allerdings noch von der Möglichkeit »hier inmitten der letzten Treuen zu fallen«.[9]

Letztlich ließ sich die Einsicht, dass ein König die Tragweite seiner Handlungen übersehen und auch für schlechte Berater die Verantwortung tragen muss, gerade dort nicht leugnen, wo man an die mit dem Königtum verbundenen Ideale glaubte: im Adel, unter Monarchisten und, weiter gefasst, im rechten Milieu.

Der Kronprinz, der an den Diskussionen in Spa eine Zeit lang teilgenommen und seinen Vater auch länger unter vier Augen gesprochen hatte, verließ die Szene nach einigen Stunden und fuhr zur Überraschung diverser Generale zurück in sein eigenes Hauptquartier.[10] In seiner Haltung und in seinen Entscheidungen wich er von seinem Vater nicht ab. Der Kronprinz wird von der revolutionären Regierung in Berlin seines Kommandos enthoben, der Wunsch, seine Truppen nach Berlin zurückführen zu dürfen, wird abgelehnt. Auch der Wunsch, »als Privatmann« auf sein Schloss nach Schlesien zurückzukehren, wird mit der Behauptung abgelehnt, er würde dort von den Bauern »erschlagen«.

Deutlich ist in der Kommunikation zwischen Spa und Berlin, dass die Sozialdemokraten eine Rückkehr des Kronprinzen nach Deutschland aus innen- und außenpolitischen Gründen ablehnten.[11] Auch der Kronprinz hatte jedoch Generalen und anderen Personen feste Versprechungen gemacht: »Er gab mir die Hand und erklärte, bei der Armee verbleiben zu wollen.« Bereits 1917 hatte er angekündigt, im Fall einer Niederlage werde er sich »an die Spitze der Truppen setzen und den Tod suchen«.[12] Aber zwei Tage nach seinem Vater überquert der Kronprinz am 12. November 1918 die niederländische Grenze.[13] Auch seine Analyse, entwickelt im Austausch mit der alten und neuen Elite des Rechtsradikalismus, gleicht der seines Vaters: »schlaffe« Zivilisten, der »Großstadtpö-

bel« und »Teile des Judentums« waren für den Untergang verantwortlich.[14]

Sein Abgang wird in weiten Kreisen des Adels nicht weniger kritisch beurteilt als die Flucht des Kaisers. Insgesamt ist die Bedeutung der kampflosen »Abreise« und die Aufnahme eines Rentnerdaseins im niederländischen Exil für das noch undefinierte Verhältnis zwischen der politischen Rechten und den Hohenzollern kaum zu überschätzen. Das monarchische und das symbolische Kapital der Familie Hohenzollern erlitt mit der in weiten Kreisen des Adels als feige Flucht, als Desertion interpretierten »Abreise« immense Einbußen, ohne jedoch restlos aufgebraucht zu sein. Der hier eingetretene Bruch führte im Adel, im Offizierskorps, in der Beamtenschaft, im Bürgertum zu tiefen Veränderungen im Verhältnis zu den potenziellen Thronkandidaten – nicht jedoch zur vollständigen Ablösung.

Das hier entstandene Vakuum beschleunigte allerdings unmittelbar die Entstehung neuer Führerbilder und Führerfiguren, eine Leerstelle, die lange vor dem Erscheinen des Nationalsozialismus vom völkischen und rechtsradikalen Spektrum her befüllt werden wird.[15] Die Forderung nach Opfertod und Härte reichte über das rechtsradikale Milieu jedoch weit hinaus. Fabian von Schlabrendorff, Anwalt, Offizier, Mitglied des konservativen Widerstands und nach 1945 Rechtsberater der Familie Hohenzollern, berichtet von seinem Vater, einem preußischen Offizier, der im Weltkrieg auch im Familienkreis die Auffassung vertrat, alle Söhne des Kaisers müssten an der Front fallen, allein der Kronprinz dürfe überleben, dies sei für die Monarchie die einzige Möglichkeit.[16]

Im Übrigen ist das Muster auch vielfach von adligen Frauen überliefert. Rosy Fürstin zu Salm-Horstmar schrieb eine Woche nach der Kaiserflucht: »Es ist doch komisch, daß in Deutschland wenig wirkliche Männer sind! – Aber das ganze ist doch schrecklich. Ich glaube aber nicht, daß S. M. von sich aus geflohen ist. Ich denke mir, sie

haben ihn gefangen [...] Daß der Sohn hinterher lief, finde ich sehr viel schlimmer. Da lobe ich mir doch den Prinzen Eitel! Um die beiden Anderen ist es ja auch persönlich nicht schade. Nur die Sache, der Gedanke. Aber die Menschheit ist wie von einer Krankheit erfaßt, die ihren Geist verdreht. [...] Aber das muß man schon zugeben: der Monarchische Gedanke war eben eine Illusion und ging eben nur bei guten Monarchen, so bald der Kerl aber nichts taugte, mußte die Sache pleite machen. Und gepleitet hat es ja jetzt gründlich.«[17]

Im Februar teilte sie die unterdessen bereits verbreitete Lesart, dass vor allem der bürgerliche General Groener die Schuld an der Kaiserflucht trug. »Gröner scheint in erster Reihe derjenigen gewesen zu sein, der Hindenburg beeinflußt hat, den Kaiser nach Holland zu senden. Er der alte [General von Plessen] hat immer geraten, entweder gegen den Feind oder gegen Berlin persönlich anzureiten, koste es auch das Leben. Dies war ja auch der einzig mögliche Weg. Aber S. M. war wohl dazu zu schwach! – Das Ganze ist jedenfalls schrecklich u die Feinde werden immer frecher.«[18]

Fahnenflucht und innerer Opfergang

Die Quellen zeugen insgesamt von dem Versuch, das Fehlen des dramatischen Endkampfs um den Untergang der Monarchie, der insbesondere im Adel als Manko galt, narrativ zu ersetzen. Immer wieder werden das innere Ringen und die »ungeheure Erschütterung der kaiserlichen Seele« thematisiert und so die fehlende Dramatik eines kurzen letzten Kampfes durch den lebenslangen unsichtbaren Kampf im Inneren des Monarchen ersetzt. Die Flucht war in dieser Lesart keine Flucht, sondern ein unendlich schwerer »Gang«, eine immense Verzichtsleistung zum Wohle des deutschen Volkes, unter Inkaufnahme einer lebenslangen Bürde. Auch über

den Kronprinzen hieß es, sein »Entschluss« zeuge davon, »entsagungsvoll« Volk und Vaterland »dienen« zu wollen. Nicht für sich, sondern für sein Volk ging er über die Grenze nach Holland – »unter Aufopferung der persönlichsten Wünsche und des eigenen Glücks«.[19]

Dieses Bild wurde in einem breiten Strom monarchistischer Publikationen über Jahrzehnte verteidigt. Der Kaiser sollte es in einem Zusatz zu seinem Testament 1937 erneut für die Nachwelt fixieren: Die Sorge um Deutschland sei der Sinn seines Lebens gewesen. »Aus Liebe zu meinem Volk habe ich das größte und schwerste Opfer gebracht, das ich überhaupt bringen konnte, als ich im November 1918 ins Ausland ging und alle bewussten Missdeutungen, Verhöhnungen und Schmähungen auf mich nahm, die dieser Schritt zur Folge hatte.«[20]

Neben das religiös getönte Motiv des schweren inneren Ringens und des Selbstopfers traten unzählige Berichte über eine Pseudo-Dynamik, die in den Niederlanden nie eintreten sollte. Die Entführung durch Kommandounternehmen, die Gefahr von Attentaten, die Kontrolle durch Patrouillenbote, geplante Angriffe von Kommunisten erzeugten später in Geschichten und Anekdoten imaginierte oder stark überzeichnete Gefahrenlagen.

Die Pose der Kühnheit wurde nun in Interviews nachgeliefert. Ein »lockeres« Interview gab der Kronprinz bereits im Februar 1919, in dem er aus relativ sicherer Entfernung Mut gegen die Auslieferungsforderungen der Alliierten zeigte – »je m'en fiche«, es ist mir egal –, so ermannte er sich hier und kündigte, die leeren Formeln des November 1919 wiederholend, an: »Lebend bekommen sie mich nicht.« Als kühne »Herausforderung« wurde seine Haltung nun in der Presse verzeichnet.[21]

Für das tatsächliche Revolutionsszenario im November hatte Wilhelm II. für das Neue Palais in Potsdam, in dem sich die Kaiserin, vier ihrer Söhne und deren Ehefrauen versammelt hatten, mili-

tärische Sicherung wie für eine Festung angeordnet. Der Kaiser hatte in martialischen Tiraden angekündigt, zur Not sein Schloss zu zerschießen, für Ordnung zu sorgen, selbst mit nur noch einem getreuen Bataillon werde er auf Berlin marschieren, bis zur letzten Patrone kämpfen, seine Antwort mit Maschinengewehren schreiben und bei der Truppe bleiben.

Auch über seinen Suizid hatte er laut räsoniert. »Ich bin nicht feige und fürchte mich nicht vor der Kugel, aber ich möchte hier nicht gefangengenommen werden. [...] So Kinder, nun bewaffnet euch! Ich bleibe während der Nacht hier in der Villa; ohne Gewehr dürfen wir nun nicht mehr sein.«[22] Auch der kaiserliche Fluchtzug war mit schwer bewaffneten Soldaten und Maschinengewehren ausgerüstet, und in den Fluchtfahrzeugen hielten die Begleiter Karabiner in den Händen.[23]

Mit guten Gründen hat man argumentiert, dass die Forderung nach dem Tod des Königs auf dem Schlachtfeld weniger traditionelle als vielmehr moderne Leitbilder spiegelt. Denn tatsächlich sind weder der Heldentod auf dem Schlachtfeld noch der militärisch drapierte Suizid Praktiken, die sich mit Traditionen der Hohenzollern verbinden ließen. Dies trifft auch dann zu, wenn der vermeintliche Todesmut Friedrichs II. und etwa der 1806 im Säbelkampf erlittene Reitertod Louis Ferdinands Prinz von Preußen (nach dem der zweite Sohn des Kronprinzen benannt war) immer wieder stilisiert wurden.

Theodor Fontane hatte den Prinzen Mitte des 19. Jahrhunderts wie folgt besungen: »Sechs Fuß hoch aufgeschossen / Ein Kriegsgott anzuschaun / Der Liebling der Genossen / Der Abgott schöner Fraun / Blauäugig, blond verwegen / Und in der jungen Hand / Den alten Preußen-Degen / Prinz Louis Ferdinand.« Als sie im November 1918 gegen das Licht der Realität gehalten wurde, wurde die lange Tradition der Stilisierung von Preußentum, Selbstbescheidung, Opfertum und Heldenmut dauerhaft zum Problem.

Die Forderung nach dem Leistungsbeweis, verbunden mit der Todespflicht des Königs bei Versagen, steht der modernen Figur des Führers zweifellos näher als der Geschichte der Hohenzollernkönige. In diesem Sinn erscheint es angemessen, hier »ein neoromantisches und insofern genuin modernes Szenario« zu sehen.[24] Ernst Jünger hatte 1920 die »Fürsten des Grabens« besungen, vom Kampf gehärtete, unbeugsame Kriegergestalten, gegen die der Auftritt des Kaisers und seiner Söhne als jämmerlich erscheinen musste. Diese neuen »Fürsten« konnten Adlige, Apothekersöhne oder Arbeiter sein – man wird ähnliche Stilisierungen in der gesamten rechtsradikalen Literatur der Weimarer Zeit und 1925 auch in Hitlers *Mein Kampf* als Leitbild finden. Der hochdekorierte und vielfach verwundete Grabenkämpfer Ernst Jünger hatte den Tod des Fürsten unter bestimmten Umständen sogar zur »Pflicht« werden lassen: »Der Fürst hat die Pflicht, im Ringe seiner letzten zu sterben. Das können die Unzähligen verlangen, die vor ihm in den Tod gingen.«[25]

Den Generationen, deren Leitbilder an deutschen Gymnasien und Militärakademien durch Legenden wie den Untergang des Königs Leonidas und der 300 Spartaner am Thermopylenpass im Jahre 480 v. Chr. erworben wurden, waren Bilder des heroischen Untergangs eher vertraut als absurd.[26] Die in Deutschland bekannteste Fassung über die spartanischen Kämpfer, die sich im Kampf gegen die Perser opferten – »Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl« –, stammte von Friedrich Schiller, und der Totenkult nach 1918 war nicht nur im Adel, sondern vor allem im Bildungsbürgertum mächtig. Zudem waren Bildungsbürgertum und Adel seit Jahrzehnten in Wort und Bild durch Richard Wagners berauschenden Untergangs- und Erlösungsszenarien vollgepumpt worden.

Die hier beschworenen Modi der Konfliktregelung waren jedoch zweifellos archaisch, nicht modern. In der Deutung des November 1918 entfaltete das modernisierte Ideal vom heroischen Unter-

gang seine Kraft in der Kopplung an den spezifischen Kult des militärischen Sterbens, der sein Zentrum in den Militär-Clans des preußischen Adels und in der Entourage um Wilhelm II. hatte.[27] Man wird die Fantasie, die vom Kaiser und seinen Söhnen den Tod in der Schlacht forderte, am ehesten als Hybride begreifen können, als Kreuzung aus uralten und hochmodernen Elementen, eine Mischung, die später im Nationalsozialismus wiederkehren wird.

Die Fantasie vom König als im Kreise seiner Mannen fallenden Führer resultierte letztlich aus den militärischen Selbststilisierungen der letzten Jahrzehnte. Es erscheint kaum vorstellbar, dass ähnliche Erwartungen des Heldentodes etwa auf Georges Clemenceau, Woodrow Wilson oder Lloyd George projiziert worden wären. Die stark theatralische Vorstellung vom militärischen Führertum erwies sich für den Kaiser und seine Söhne in jenem Moment als Bumerang, da Anspruch und Wirklichkeit sichtbar auseinanderfielen. Eben dieses Grundprinzip sollte die Familie auch in diversen anderen Bereichen verfolgen.

Der im republikfeindlichen Milieu zur wichtigen Währung aufsteigende Todesmut an der Front, den der Kronprinz und seine Brüder weder bewiesen noch besessen hatten, wurde nach 1918 durch eine Flut von Hilfsanekdoten, Gerüchten und Nebengeschichten überdeckt, wie der vom »Mut«, den der Kronprinz besaß, beim Grenzübertritt in die Niederlande nicht Zivil zu tragen und seine Bärenfellmütze mit dem Totenkopf selbst im Auto nicht abzunehmen. Tatsächlich hatte der Kronprinz einen gefälschten Ausweis mit dem Namen Johannes Hoogenstein anfertigen lassen, das Passbild zeigt ihn mit einem vermutlich angeklebten Schnurrbart und Schiebermütze.[28]

Zum Motiv der würdigen und mutigen Haltung gehören auch Berichte über die Kaiserin, die in der Villa Ingenheim in Potsdam würdevoll und mutig einer Delegation unverschämter Revolutionäre entgegentritt.[29] Über Jahre wurden die Bilder einer Kampfbereit-

schaft narrativ transportiert und ausgeschmückt, Zeugnisse vom standhaften Kampf gegen eine »bolschewistische Revolution«, die nie stattgefunden hatte. Die Maschinengewehre, Handgranaten, Wachbataillone beschützten mit dem Potsdamer Palais eine »Festung« ohne Angreifer und beschworen eine Schlacht, die nie ausgefochten wurde.

Weder die Familie Hohenzollern noch andere Fürstenfamilien wurden während der Revolution physisch angegriffen. Und noch bevor SPD-Minister beginnen sollten, Aufständische mit Maschinengewehren niederzumachen und Häuserblocks in Arbeitervierteln mit Artilleriegeschützen und Flugzeugen angreifen zu lassen, stellten bereits die Arbeiter- und Soldatenräte Wachen zum Schutz der Kaiserin und Kronprinzessin ab. Gebaut aus dünnen Fäden der Realität, fluten frühzeitig Geschichten über die stetige Bedrohung des Kaisers und des Kronprinzen, spartakistische Angriffe, geplante Entführungen und drohende Revolutionen die nationale und internationale Medienlandschaft.

In der Realität war der Übergang in die werdende Republik ebenso unheroisch wie undramatisch verlaufen. Die ersten Wochen nach dem Sturz der Monarchie erlebten die in Deutschland verbleibenden Söhne des Kaisers nicht auf der Flucht in den Wäldern Pommerns, sondern in einem komfortablen Fangnetz, das aus Familienbesitz und hochadeligen Netzwerken geknüpft war. Die Kronprinzessin kehrte unter dem Schutz einer vom Arbeiter- und Soldatenrat gestellten Wache mit ihren sechs Kindern auf das Schloss Cecilienhof zurück. Oskar verbrachte einige Zeit im mecklenburgischen Gutshaus seines Schwiegervaters, eines Grafen von Bassewitz. August Wilhelm kam zunächst in einem thüringischen Jagdschloss unter, das zum ausgedehnten Besitz des Carl Eduard Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha gehörte. Die Kaiserin lebte bis zu ihrer Abreise nach Holland mit ihrem zweitältesten Sohn Eitel Friedrich in der Potsdamer Villa Ingenheim.[30]

Mit dem kurzen, viel beachteten Bleiben der Kaiserin – die Ende November in einem sozialdemokratisch eskortierten Sonderzug nach Holland reisen und erst als Tote nach Potsdam zurückkehren sollte –, vor allem aber im Ausharren der Kronprinzessin markierten innerhalb der Familie zwei Frauen eine Position von Stärke und Beständigkeit, die von den Männern zweier Generationen geräumt worden war. Die Kronprinzessin wuchs in Potsdam in eine neue Rolle, die nicht nur von Monarchisten registriert wurde. In ihr mischte sich die Symbolik einer getreulich wartenden Penelope mit der Funktion einer unbeugsamen Statthalterin zur Organisatorin vor Ort einer aufziehenden vermögensrechtlichen Schlacht gegen die Republik. Die Figur der in schweren Zeiten standhaften Königin konnte zudem an den seit den napoleonischen Kriegen weit über Preußen hinaus mächtigen Mythos um die Königin Luise anknüpfen. Eine weibliche Leitfigur, die nach einer nationalen Katastrophe Stärke, Hoffnung und Wiederaufrichtung symbolisierte.[31]

Der Moment der großen Furcht und des Abtauchens dauerte nur kurze Zeit. Einen Monat nach der Kaiserflucht schreibt eine deutsche Fürstin: »Also! Erst wird es uns noch sehr schlecht gehen, es werden zum Teil in den Städten Zustände kommen, wie in Russland. Also Bolschewisten. Die werden aber nach einiger Zeit durch gute Truppen wieder beseitigt werden. Dann wird eine Zeit Republik sein, aber nur sehr kurz, höchstens 2–2 1/2 Jahre. Dann kommt wieder ein König. Vielleicht nicht so, wie er bisher war, denn es war ja auch sehr schlecht so, aber ein König, der ein König ist, wie die alten Preußenkönige. Ich weiß auch schon, wie er aussieht. Uns wird es allen, was man so sagt ›sehr schlecht‹ gehen, was uns aber gesund sein wird u wobei wir auch ganz glücklich alt werden. Und wenn sie jetzt auch alle noch so heulen, u wenn es auch momentan noch so duster um uns aussieht, ich kann nicht an Preußens Untergang glauben u ich weiß, daß es wieder hochkommen wird. – So!!! – Du siehst, wegen Preußen mache ich mir keine Sorge, viel mehr

mache ich sie mir wegen einer verständigen Erzieherin für die Kinder.«[32]

Trotz der materiell überaus komfortablen Konditionen, welche die Revolution den deutschen Fürsten einräumte, ist die subjektive Sicht eines unvergleichlich tiefen Sturzes, eines unerhörten Einschnitts, einer unaussprechlichen Katastrophe durchaus ernst zu nehmen. Auch objektiv ist wohl keine soziale Gruppe der deutschen Gesellschaft 1918 in so kurzer Zeit aus so großer Höhe so tief gefallen.

Die Einordnung der Revolution als Weltuntergang und Katastrophe erschließt sich allerdings am ehesten aus der adligen Binnenperspektive. In einer ersten Phase sind Fassungslosigkeit, die Angst vor einer nach dem russischen Vorbild imaginierten Revolution sowie Formen der Lähmung und Sprachlosigkeit typisch, denen die Kronprinzessin noch 1930 in ihren Memoiren Ausdruck verlieh: »So kam das Furchtbarste, was Deutsche in zweitausendjähriger Geschichte erlebt haben. Es kam die Revolution. [...] Es kam der Waffenstillstand. Es kam schließlich das Diktat von Versailles. Diese Ereignisse sind so tragisch, daß es mir noch heute nicht möglich ist, darüber zu sprechen.«[33] Tatsächlich jedoch fanden sowohl die Kronprinzessin als auch die Mehrheit der Hohenzollern sehr früh ihre Sprache und ihre Organisationsfähigkeit zurück.

Kontakte zur Gegenrevolution

Nach einer nach den Standards der Zeit unerwartet gewaltfreien ersten Phase der Revolution, in der keiner der gestürzten Fürsten physische Gewalt erlitten hatte, begann im Dezember 1918 eine Gewaltspirale von Revolution und Gegenrevolution. Die Züge eines veritablen Bürgerkriegs, welche die Republik an ihrem Ende tragen sollte, waren bereits 1919 voll entwickelt. München und Berlin wur-

den hierbei zu den beiden wichtigsten Schauplätzen – allein die Zahl der Todesopfer in der ersten Phase der Revolution bis Mitte 1919 dürfte um 3000 gelegen haben.

Die immense Gewalt, die von der Gegenrevolution seit Dezember gegen die faktische, vor allem aber gegen die imaginierte kommunistische Revolution freigesetzt wurde, ist von der jüngeren Forschung detailliert geschildert und analysiert worden.[34] In Operationen, die Standgerichte, politische Morde, den Einsatz von Artillerie innerhalb der Hauptstadt einschlossen, etablierten sich Standards der Ausübung und der Akzeptanz von Gewalt, mit immensen Auswirkungen auf die politische Kultur.[35] In ihr wirkten für eine Zeit die Reichswehrführung, Freikorpstruppen, rechtsradikale Verbände, Teile der Sozialdemokratie und andere Republikaner zusammen.

Ohne funktional leitende Positionen zu übernehmen, waren Mitglieder der Hohenzollern erstaunlich früh in die Organisation der Gegenrevolution integriert, was deutlich landesweit wahrgenommen wurde. Als das 1. Garderegiment zu Fuß am 11. Dezember 1918 in die Potsdamer Kaserne zurückkehrt, paradiert die Truppe vor Eitel Friedrich Prinz von Preußen, der Kommandeur Graf Eulenburg hält eine monarchistische Rede.[36] Einige Tage später erklärte Siegfried von Kardorff als Hauptredner der neu formierten DNVP in Berlin die Revolution zum »schlimmsten Verbrechen am deutschen Volk«.[37]

Der Kronprinz hatte aus Holland noch 1918 die ersten Kontakte zum militärischen Führungskreis der Konterrevolution geknüpft. Über Artikel von rechts stehenden und antisemitischen Journalisten hatte die Familie begonnen, in den USA eine Imagekampagne zu lancieren, die in die deutschen Medien zurückstrahlte. Die entstehende Dolchstoßlegende wurde von den Ghostwritern der Familie reichhaltig unterstützt.

Erste Pamphlete und Broschüren monarchistischer Autoren begannen, das tatsächliche Verhalten von Kaiser und Kronprinz um-

zuschreiben. Im Sommer 1919 lehnten die Deutschnationalen jede Verantwortung für den Krieg und die Niederlage ab und forderten die »Wiederherstellung der Monarchie unter dem Zepter der Hohenzollern«.[38] Antirepublikanische Aufmärsche, vielfach unter der symbolischen Führung General Ludendorffs, die Anrufung des »Geists von Potsdam« waren 1919 in Berlin, vor allem aber in Potsdam und immer wieder in der Potsdamer Garnisonkirche zum Standard geworden.[39] In Berlin-Mitte hatte die zentrale Verwaltungsinstanz der Familie, die sich bis 1925 weiterhin »Hausministerium« nannte, ihre Arbeit reorganisiert. In Bonn hatte der ehemalige Kronsyndikus und Staatsrechtler Philipp Zorn, der seine Dienste auch später der Familie zur Verfügung stellte, sein erstes Gutachten verfasst, das den rechtswidrigen Charakter der durch die Alliierten geforderten Auslieferung des Ex-Kaisers und des Ex-Kronprinzen belegen sollte.[40]

Bereits 1919 waren juristische Fachgutachter gefunden, deren Auslegung der Grenzen zwischen Hauseigentum und Staatseigentum für über hundert Jahre die Öffentlichkeit im Sinne der Familie beeinflussen sollte.[41] Als am 31. Juli 1919 die Weimarer Reichsverfassung beschlossen wurde, hatte die Familie an verschiedenen Orten begonnen, ihre Rolle im komplexen und organisatorisch noch ungefestigten Milieu des Antirepublikanismus neu zu definieren. Die Suche nach einer Rolle und nach Bündnispartnern lag in der frühen Zeit außerhalb von Berlin. Zwei der wichtigen Orte lagen nunmehr in den Niederlanden.

Monarchistische Leuchttürme

Zur Obstblüte des Jahres 1923 ließ sich Wilhelm II. in einem offenen Kraftwagen durch die Betuwe im niederländischen Gelderland fahren. Bei jedem Schwein, das vor den Bauernhöfen an der Wegstrecke

in Sicht kam, zog der 63-Jährige seinen Hut und sprach: »Guten Tag liebes Schweinchen, guten Tag liebes Schweinchen, guten Tag liebes Schweinchen.«[42] Zumindest in dieser Szene scheint der Abstand des Exilanten zur 1918 untergegangenen Welt immens – ein die Kirschblüte betrachtender Fürst, der in milder Frühlingsluft inmitten leuchtender holländischer Tulpenfelder freundlich die lieben Schweinchen grüßt.

Auf den zweiten Blick war die skurrile Szene nicht unbedingt Ausdruck eines Friedens inmitten bunter Blumen. Die kaiserliche Ansprache an die Schweinchen war der Rest eines Rituals aus Kriegszeiten, mit dem der oberste Befehlshaber im »Feindesland« hinter der Front einen günstigen Ausgang der jeweiligen Schlacht herbeigewünscht hatte, sobald er ein Schwein sah.[43]

Aus der Perspektive des Kaisers war der Krieg auch 1923 durchaus nicht beendet. Und von ebendiesem Punkt hat jede Betrachtung der politisch relevanten Mitglieder der Familie Hohenzollern und des rechten Milieus während der Weimarer Republik auszugehen. Im politischen Denken dieses Milieus wurden die Ergebnisse des Krieges grundsätzlich nicht akzeptiert. Eine Fortführung des Krieges erschien aus dieser Perspektive vor allem als eine Frage der Zeit und der richtigen Organisation. Die Kategorien, in denen Politik und Zukunft gedacht wurden, waren weiterhin militärisch-kriegerisch. Die Spielregeln der Demokratie blieben den Hohenzollern so fremd wie einem Großteil des Adels und wie einem erheblichen Teil der Gesamtbevölkerung.

Zwei Orte stehen in diesem Kapitel im Vordergrund: Doorn und Wieringen. Sie bieten frühe Einblicke in die beiden politisch wichtigsten Prozesse innerhalb der Familie: in die endgültige Drift des Kaisers ins Abseits und in den Versuch, den Kronprinzen als eine Führerfigur neu zu erfinden, die im Antritt gegen die Republik Erfolg haben könnte. Und es sind zwei einander scheinbar ausschlie-

ßende Grundmotive, die dieses Kapitel durchziehen – im Blick auf die Exilzeit scheint das Lächerliche unverbunden neben dem Ernsthaften, die junge Republik ernstlich Bedrohenden zu stehen.

Die Grenzen zwischen Realität und Theater, Bericht und Gerücht, Wahn- und Leitideen sowie zwischen Witz- und Führerfiguren sind in den beiden niederländischen Außenstellen der deutschen Rechten überaus durchlässig. Und es gibt zwei Möglichkeiten, diese Mischung aus lächerlichen und zerstörerischen Elementen zu lesen: entweder als Kuriosum am Rande der eigentlichen Geschichte der Weimarer Republik. Oder als eine für die Zeit eher typische Gemengelage, die viele Diktaturen des 20. Jahrhunderts und nicht zuletzt der NS-Bewegung charakterisieren wird.

Die Monarchie, die Fürsten und der Adel hatten mit der Etablierung der Republik zumindest theoretisch aufgehört zu existieren. Die Vorstellung, den Adel per Dekret abschaffen zu wollen, war allerdings so naiv wie die Umsetzung dieses Vorhabens zahnlos. In der Realität der Republik behielt der Adel seine Güter, Schlösser, Titel sowie erhebliche Teile seiner Machtpositionen und erwies sich schnell als eine Größe, mit der weiter zu rechnen war.

Die Geschichte der Familie Hohenzollern als Teil der Gegenrevolution beginnt fast unmittelbar mit der Ankunft im Exil, hat mehrere Schwerpunkte und mehr als einen Akteur. Zwar platzierte die spezifische Familienlogik den »Chef des Hauses« weiterhin wie unanfechtbar an der Spitze. Die auf die »Hausgesetze« gestützte kaiserliche Autorität zeigte nicht nur bei den Söhnen, sondern bis in die Enkelgeneration Wirkung. Deutlich wird dies noch in den Memoiren, in denen sich Louis Ferdinand Prinz von Preußen, der zweite Sohn des Kronprinzen und nunmehr »Chef des Hauses«, 1952 zum Demokraten und angeblichen »Rebellen« gegen militaristische Traditionen und den Nationalsozialismus stilisierte. Die Frage, ob der junge Mann Weltreisen antreten, eine Doktorarbeit schreiben, ein studentisches Korps verlassen, in die USA reisen, heiraten oder an

der Bonner Universität ein Duell fechten durfte, hing nach seinem Bericht jeweils von den Entscheidungen seines Großvaters in Doorn ab.[44] Dennoch erhielt die Hierarchie der Familie nach 1918 erhebliche Risse.

Die Familie blieb fest dem antirepublikanischen Milieu verbunden, fand jedoch trotz der Autorität des »Chefs des Hauses« nie zu einem Modus einheitlichen Agierens, weil sie in verschiedene Kraftzentren zersplittert war. Im deutschen Hochadel und unter Juristen in der jüngeren Entschädigungsdebatte dominiert eine starke Fixierung auf den jeweils ältesten Sohn – jede historische Einordnung jedoch muss auf mehr als einen Akteur sehen. Der Kaiser hatte sieben Kinder und vier in den 1920er-Jahren noch lebende Geschwister. Der Kronprinz und seine sechs Geschwister hatten zusammen zwanzig Kinder, hinzu kämen die jeweiligen Ehepartner, will man den engeren Kreis der Familie und jene drei Generationen in den Blick nehmen, die in den 1930er-Jahren als Erwachsene agierten. Die sieben Kinder des Kaisers und die Kronprinzessin bewohnten mit ihren Familien nach 1918 Schlösser und Stadtpalais in Potsdam, Berlin, Schlesien und anderen Orten.

Die Rede von der »Abschaffung« des Adels wird beim Blick auf die Familie Hohenzollern so fragwürdig wie im Fall aller anderen deutschen Fürsten. Weder die Personen noch ihre spezifischen Codes, noch ihre Traditionen, ihr Selbstverständnis oder ihre politische Handlungsmöglichkeiten waren verschwunden. Fern vom Wirkungsbereich der republikanischen Verfassung hatte sich eine Parallelwelt erhalten, in der die alten Titel, Sprachregelungen, Hausgesetze und Rituale des Hochadels weitergeführt wurden.

Zur Zeit der Weimarer Republik und im Dritten Reich spielten drei Generationen der Hohenzollern eine Rolle. Insbesondere im Milieu der Rechten übte die Familie sichtbare und unsichtbare Funktionen aus: Der Kaiser in Doorn, der Kronprinz und seine Frau in Potsdam und Schlesien, die Prinzen in Potsdam und die zweite